

Es gilt das gesprochene Wort!

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck

**Predigt im Pontifikalamt anlässlich der Wiederkehr der Weihe der Kirche St. Louis vor
60 Jahren in der Julius-Leber-Kaserne Berlin – Mittwoch, 15. Mai 2013 – 10.30 Uhr
– Kirche St. Louis, Berlin**

Texte: Apg 20,28-38;
Joh 17,6 a. 11 b-19.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder,
liebe Soldatinnen und Soldaten,
liebe Festgemeinde!

I.

Wenn ich aus unserem Bischofshaus in Essen auf den Burgplatz trete, sehe ich, weit rechts im Westen, vor mir die Statue von Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, die ganz lange Zeit in der Mitte des Platzes stand. Es ist ein Reiterstandbild mit einem weit nach vorne ausgreifenden Pferd, das vor Zeiten mit dem König und Kaiser gen Westen ritt. Das Standbild in der Mitte des historischen Essen und gen Westen reitend, war, als es aufgestellt wurde, eine Kampfansage an Frankreich und alle mit ihm verbündeten Länder. Es erinnert uns Heutigen sofort an den unseligen und schrecklichen Konflikt und die langjährige Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich, die in der Niederlage Frankreichs gegen Preußen 1871, mit dem Versailler Friedensvertrag nach dem 1. Weltkrieg, den verheerenden Reparationszahlungen und der Besetzung des Ruhrgebietes, u. a. durch französische Truppen, ihren sinnfälligen Ausdruck finden. Gleiches gilt auch noch für die Barbarei der Nationalsozialisten und weite Teile der Aggressionen des Zweiten Weltkriegs, die von deutschem Boden ausgingen.

Dem ist historisch die Zeit gefolgt, die in den vier Besatzungszonen der früheren Bundesrepublik Deutschland und der früheren „Deutschen Demokratischen Republik“ und Berlins ihr Signam fanden. Die Kaserne, in der wir heute sind, und erst Recht diese Kirche mit ihrem französischen Patron, dem heiligen König Ludwig, erinnert genau an diese Zeit. Ihr Bau und ihre Weihe vor genau 60 Jahren, im Mai 1953, weist darauf hin.

So ist schon allein dieses Gebäude, mit seinem Ursprung als Gotteshaus für die katholischen/französischen Soldaten hier in der Stadt Berlin, ein klarer Hinweis auf die geschichtliche Verortung, die auch in der Neuordnung Europas nach 1989 weiterhin eine wichtige Rolle spielt. Sie ist zugleich ein Hinweis auf die friedensstiftende Kraft, die nach dem Zweiten Weltkrieg segensreich gewachsen ist in deutsch-französischer Partnerschaft und in ihren heutigen großen Herausforderungen, die weit über Europa hinausgehen, weiter wirkt.

Zu den wichtigen Ereignissen, die an das gewachsene freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich erinnern, gehören die Élysée-Verträge, aber auch der berühmte Gottesdienst vor 50 Jahren in der Kathedrale von Reims, an dem der französische Präsident, Charles de Gaulle, und der deutsche Bundeskanzler, Konrad Adenauer, teilgenommen haben. Hinter diesen beiden Namen verbergen sich viele andere Initiativen, glaubwürdige Europäer, Männer und Frauen, die des Krieges absolut überdrüssig waren und das umsetzten, was ein wichtiges Wort der Heiligen Schrift sagt: „Opus Iustitiae Pax – der Friede ist das Werk der Gerechtigkeit!“

II.

Der Friede als „Werk der Gerechtigkeit“ erinnert uns Christen daran, dass er immer verbunden ist mit den konkreten Handlungen derer, die politisch und militärisch usw. Verantwortung tragen, zugleich aber mit deren Gesinnung untrennbar verbunden ist. Ein „Friede als Werk der Gerechtigkeit“ kommt zum einen aus der Gesinnung des Menschen und braucht dies als klare Zielperspektive und Haltung, um fruchtbar zu werden. Dabei spielt der Glaube als Quelle, der sich an Gott bindet, der der Grund des Friedens und der Maßstab der Gerechtigkeit nach dem Evangelium ist, *eine wichtige Rolle*. Zum anderen braucht es die Verantwortung derer, die in der Komplexität von pluralen Welten und Handlungsfeldern die rechten Entscheidungen treffen und auch wagen.

Das Gotteshaus, an dessen Weihe vor 60 Jahren wir heute erinnern, steht symbolisch nicht nur als Haus des Gebetes, als Ort der Stille und der Besinnung, sondern zugleich dafür ein, dass der Mensch für sein ganzes Leben einen Bezugsrahmen braucht, der ihm die Möglichkeit bietet, am Frieden für alle Menschen als Werk der Gerechtigkeit mitzuwirken. Damit sind all die Verantwortungsträger auf den Plan gerufen, die unter ethischen Gesichtspunkten das zu erwägen und öffentlich zu begründen haben, was dem

Frieden dient. Dabei wird kein Christ jener Spannung zu jeder Form von Gewalt entraten, die im Evangelium grundgelegt ist, in dem nämlich die Friedensstifter selig gepriesen werden wie auch die, die keine Gewalt anwenden. An dieser Stelle eröffnen sich alle schwierigen moralischen Fragen, vor allem nach den ethischen Bewertungsmaßstäben, die sich bei der Anwendung von militärischen Mitteln zur Erreichung von größerem Frieden aus Gerechtigkeitsgründen ergeben und stellen. Der inhaltliche Konflikt zwischen dem Wunsch und dem Ziel, Frieden zu erreichen und sich ganz dafür einzusetzen, und der bedrängenden Frage, welche Mittel denn legitim seien, diesen Wunsch und dieses Ziel zu verwirklichen, bleibt präsent. Wenn ich als Christ darauf eine Antwort zu geben versuche, muss ich auch, gerade im Blick auf die Seelsorge und die vielen Kontakte unserer Militärgeistlichen mit allen Soldatinnen und Soldaten, im Blick behalten, dass viele dieser Soldatinnen und Soldaten weder christlich sind noch kirchlich gebunden. Bemerkenswert aber ist immer wieder – und dies stelle ich sehr dankbar fest, weil es u. a. von der guten Arbeit der Militärseelsorger beider Kirchen spricht -, dass die Militärseelsorge überall als Ansprechpartner gefragt sind. Damit öffnet sich doch die Möglichkeit, solche gesinnungs- und verantwortungsethischen Problematiken so zu formulieren, dass in ihnen der Grund christlicher Begründung aufscheint, sich aber zugleich auch ein Zugang zu Grundfragen und deren orientierenden Antworten ergeben, die allen plausibel sind.

III.

Auf diesem Hintergrund möchte ich, gerade angesichts der Diskussionen der vergangenen Wochen und Monate, die sich, ob der *Einlassung* von Bischof Dr. Stephan Ackermann, „Justitia et Pax“, und durch mich als Katholischem Militärbischof im Blick auf die Drohnenfrage ergeben haben, an Felder erinnern, auf denen Gesinnung und Verantwortung genau bestimmt werden müssen, um den Frieden als „Werk der Gerechtigkeit“ umzusetzen.

1. Gerechtigkeit als Tugend, die jedem das ihm Zukommende zubilligt und gleichzeitig darauf achtet, dass niemand übervorteilt wird und das Gemeinwohl im Blick bleibt, ist eine Tugend, die aus der Solidarität erwächst. Der hier geöffnete sozial ethische Raum des Nachdenkens erinnert daran, was für jeden Menschen von Belangen ist: Ohne Solidarität kann keiner leben, weder persönlich noch als Gemeinschaft, weder in der Kirche noch im Staat, weder in Europa noch in der Weltgemeinschaft. Solche Solidarität ist der weltliche Ausdruck dessen, was für

uns Christen aus Gottes- und Nächstenliebe erwächst. Sie findet ihren Ausdruck im Bemühen, die Menschenrechte zu wahren und sich dafür einzusetzen. Dies unter den heutigen komplexen Wirklichkeiten, wie wir sie zum Beispiel in Afghanistan vorfinden, zu verwirklichen, braucht ein sensibles Gespür für die Anwendung von Gewalt, die eingesetzt wird, weil die Rechte der Soldaten wie auch die Rechte aller derer, die in Kämpfen verwickelt werden, auf welcher Seite auch immer, da es Menschen sind, als Menschenrechte geachtet werden müssen. Dies ist kein neues Problem, weil es sich immer beim Gebrauch von Waffen ergibt, sondern nur eines, das sich unter den erweiterten Möglichkeiten heutiger Technik ethisch zuspitzt und moralisch nach Soldatinnen und Soldaten fragt, die unter oft schwierigsten Bedingungen die Friedenssicherung als Auftrag zur Solidarität begreifen und sich so einsetzen.

2. Dabei bleibt von größter Bedeutung, dass Gerechtigkeit den Angemessenheitsfaktor und die richtige Proportionalität beachten muss. Die entsprechende Waffe oder das sie unterstützende System muss dem zu erreichenden Ziel entsprechen, muss Schaden, vor allem Schaden an Menschen zu vermeiden trachten und darauf aus sein, niemals willkürlich benutzt zu werden. Darum ist es so wichtig, dass es ein klares, aus Gesinnungen erwachsenes verantwortungsethisch bedachtes System von Kontrollen gibt, die bei komplizierten Waffensystemen mit vielen unterschiedlichen Wirkungen der Kontrolle des Parlaments und entsprechender Verantwortungsträger unterliegt. Eingeschlossen ist darin auch das Prinzip der Suffizienz, will sagen der Erkenntnis, welche Kräfte für die Erreichung welches Zieles wann und wo eingesetzt werden müssen, um auch all die Wirkungen, so weit möglich, in Betracht zu ziehen und verantworten zu können.
3. Damit einhergehend ist auch die Frage zu bedenken, welche Konsequenzen der Dienst der Soldaten, gerade angesichts der konfliktiven, oft durch Terrorismus gekennzeichneten und globalisierten Konflikte, annimmt. Es ist ein Dienst, der in aller nüchternen und realistischen Beschreibung zutreffend davon ausgehen muss, dass Sterben und Töten dazu gehören, was nicht heißt, dass Sterben und Töten selbstverständlich seien oder jeden Tag stattfänden. Mitnichten ist dies der Fall. Ihr Eintreten und ihre Folgen bleiben ein hohes ethisches Problem, hat

unendlich viele Tränen und Schmerzen zur Folge, ganz viel Trauer und oft lebensbestimmende Traumata. Darum ist es wichtig, auch hier Gerechtigkeit walten zu lassen, und zwar in dem Sinne, dass militärische Gewalt immer nur „ultima ratio“ sein kann, i. d. R. das letzte, zumindest aber immer das äußerste Mittel sein muss. Für mich verbirgt sich dahinter die Überzeugung, dass ein solch qualifiziertes Tun hilft, dem Auftrag der Bundeswehr und dem Dienst der Soldatinnen und Soldaten entsprechende Anerkennung zu gewähren. Da die Bundeswehr eine Armee im Einsatz ist und sich dieser Dienst im Einsatz durch ein großes Spektrum von Tätigkeiten auszeichnet, die das Helfen, das Kämpfen, aber auch das Schützen kennen, ebenso wie die Begegnung mit bisher unbekanntem Kulturen, Gesinnungen, Geschichten und Prägungen. Dazu ist zugleich immer wieder Tapferkeit nötig. Tapferkeit hält stand, verantwortet das in rechter Gesinnung bestimmte Ziel, übt so Gerechtigkeit und setzt sich ganz ein. Natürlich gebunden durch einen Eid, christlich aber noch mehr durch die Gesinnung, sich ganz für die Menschen und ihre Rechte einzusetzen.

4. Wenn der Frieden das „Werk der Gerechtigkeit“ ist, braucht dieses Wirken viele Formen von Unterstützung. Dazu gehört die Unterstützung für die Soldatinnen und Soldaten durch die Gesellschaft und den Staat, aus der und dem sie stammen. Immer wieder höre ich, wie sehr Soldatinnen und Soldaten einen Mangel an Anerkennung und Wertschätzung durch gesellschaftliche Gruppen und im Alltag für sie spüren und auch feststellen müssen. Respekt und Anerkennung helfen immer, gut den Dienst zu tun, gleich, um welchen Dienst es sich handelt. Dies in einem Gotteshaus zu erinnern, weist wesentlich auf den Gemeinschaftscharakter des menschlichen Lebens, erst Recht des christlichen Glaubens, hin. Gerechtigkeit zu schaffen, sich deswegen für Wege zum Frieden einzusetzen, braucht die Gewissheit der Unterstützung und der Bekräftigung des eigenen Handelns durch viele gesellschaftliche Gruppen. Vieles davon ist vorhanden, manches aber kann noch weiter wachsen. Gleiches gilt übrigens auch für die Unterstützung der Familienangehörigen und Partnerinnen und Partner der Soldatinnen und Soldaten; die oft nicht leichten Lebenssituationen mit extremen Belastungen verlangen und rufen nach Menschen, die die Familien und die, die Zuhause geblieben sind, unterstützen. Hier wird Gerechtigkeit ebenfalls konkret und hilft auf eindrücklich einfache Weise, Solidarität zu üben.

5. Diese Perspektiven aus Anlass einer Kirchweihe zu benennen, macht im Blick auf die Bedeutung der Gesinnungsethik und der Verantwortungsethik praktisch und konkret, wie der Beruf des Soldaten und der Soldatin zusammengeht mit jener Grundüberzeugung, die uns Christen bewegt, dass der Frieden ein Werk der Gerechtigkeit ist. Für uns, als gläubige Menschen, kommt die Kraft dazu aus der Verbindung mit Gott, für die dieses Gotteshaus hier steht. Es weist darauf hin, dass so, wie dieses Haus herausgenommen ist aus seiner alltäglichen Benutzbarkeit und Nützlichkeit, der Mensch um Gottes Willen herausgenommen ist aus jeder Form von Beliebigkeit. Um die Menschenrechte zu schützen, damit jedem um der Gerechtigkeit willen das Seine zukommt und immer mehr Frieden werde, beziehen wir Christen uns auf Gott und seine Botschaft vom Leben, die uns in Jesus vor Augen tritt. Von ihm, dem Gerechten, spricht im Symbol der Altar, der vor 60 Jahren geweiht worden ist. Vom Wort Gottes redet im Symbol der Ambo, an dem es vorgelesen wird, damit es uns wandelt und im Herzen und Denken verwandelt. Und die Feier der Eucharistie, die wir jetzt begehen, hat ihre innere Mitte in der Gewissheit, dass wir Menschen gerufen sind, dass zu leben, was uns Jesus vorgemacht hat: die Liebe, die unbedingt den anderen im Blick hat, weil nur so Gerechtigkeit und rechtes Leben, und somit das Gute, verwirklicht wird.

Gerade die unseligen vielen Kriege, an die dieser Ort, diese Kaserne und ihre französischen Ursprünge, die Stadt Berlin und Preußen, wie das Deutsche Reich und auch Frankreich erinnern, fordern uns auf, heute das dazu Nötige zu tun, um von unserer Gesinnung her Verantwortung zu übernehmen und im Frieden durch Gerechtigkeit den Weg zum rechten Ziel hin zu verfolgen.

IV.

Der Patron dieser Kirche, der heilige Ludwig, der Fromme, war ein mittelalterlicher Herrscher, der sich und seine Möglichkeiten, Gewalt anzuwenden und Macht zu haben, nie ohne das Regulativ des Glaubens verstehen konnte. Die damaligen Vorstellungen von Verteilung und Ausübung von Gewalt und Herrschaft, sind aus gutem Grund vergangen. Geblieben ist die Notwendigkeit, auf Gewalt reagieren zu müssen und in der konfliktiven, oft terroristischen globalen Welt von Heute zu wissen, dass Verantwortung für Viele auch bedeuten kann, Gewalt anwenden zu müssen, natürlich nach klar definierten Regeln und mit

einem klaren Ziel: nämlich der Versöhnung und dem Frieden als Werk der Gerechtigkeit zu dienen.

Es war nicht zuletzt der heilige Ludwig selber, der wusste, dass es keinen Königsweg zum Frieden gibt, bringt dieser doch immer Leiden mit sich. Von daher wissen wir, dass der hl. Ludwig eine besondere Frömmigkeit zum leidenden Christus entwickelt hatte, für uns Christen ein Sinnbild dafür, dass wir Menschen selber das Leid nicht beenden, aber durch Gott in Jesus in Liebe und Frieden verwandeln können. Darum ist letztlich auch dieses Gotteshaus zuerst und vor allem ein Haus des Friedens und ein Haus, in dem um Frieden gebetet wird, weil wir auf Gott vertrauen und wissen: der Friede ist das Werk der Gerechtigkeit, die von Gott kommt und den Menschen unbedingt verpflichtet. Amen.